

Das Dialogische in Alltagssprache und Literatur

1. Problemkontext

Auf einem Kongress von Linguisten als Literaturwissenschaftler sprechen heißt, eine Außenseiterrolle einzunehmen. Dies gilt in doppelter Hinsicht. Trotz der »pragmatischen Wende« hat die deutsche Linguistik immer noch eine Enge, die die Verbindung zu einer Literaturwissenschaft als semiotischer Kulturwissenschaft schwer macht. Es fehlen in unserem Kontext Nachbardisziplinen, die ebenfalls umfassend – wenn auch aus anderem Blickwinkel – auf Kultur gerichtet sind, Ethnologie und Anthropologie beispielsweise. Auch hat die heillose, zur Alternative stilisierte Gegenübersetzung von »Geschichte oder System« umfassend kulturwissenschaftliche Fragen unterbunden... und dies seit nunmehr vielen Jahrzehnten. Gleichzeitig wird die »monologisch« ausgerichtete Linguistik, die eine bestimmte Weise der Sprachbetrachtung seit Augustinus fortführt, von der Literaturwissenschaft wie von anderen Humanwissenschaften als vorbildliche oder doch zumindest typische Disziplin angesehen. Der semiotisch interessierte Literaturwissenschaftler muss auf Nebenlinien der Linguistik zurückgreifen, die es ihm dann ermöglichen, die gemeinsamen Grundlagen aller Formen der Sprachwirklichkeit im alltäglichen Gebrauch zu finden: als primär dialogisch, polyfunktional, offen, in stets neuer Semiose. Diese Tradition kann sich u. a. auf Hamann, W. von Humboldt, L. Spitzer und vor allem Bachtin / Volosinov berufen.¹

Eines der Gebiete, wo diese Gemeinsamkeit in den letzten Jahrzehnten von verschiedenen Seiten in zunehmend wechselseitiger Befruchtung aufgedeckt wurde, ist das Erzählen. In der Nachfolge von Labov wird in amerikanischen, von der Ethnomethodologie beeinflussten Arbeiten der Reichtum alltäglichen Erzählens sichtbar (Eisner, Jefferson, Linde, Polanyi, Sacks u. a.) – in der Literaturwissenschaft sind es vor allem die Arbeiten von F. Nies, die mit

¹ Für die Romanistik ist als Gegenposition zur herrschenden monologischen Sprachauffassung die frühe Arbeit L. Spitzers wichtig: Spitzer 1922; ähnlich und grundsätzlicher M. Bachtin, der wahrscheinlich Verfasser einer Schrift ist, die 1930 unter dem Namen V. N. Volosinov erschienen ist: Bachtin 1975. Den weiteren Kontext dieser Fragestellung habe ich dargestellt in: Klopfer 1980, und zwar im Hinblick auf das Dialogische im literarischen Kommunikationsprozess; die grundsätzliche (philosophische und psychologische) Fragestellung ist entwickelt in der Vorlage des Konstanzer Kolloquiums über »Dialogizität in der literarischen Kommunikation« (Juli 1980), die unter dem Titel »Grundlagen des dialogischen Prinzips in der Literatur« 1981 in der *Romanistischen Zeitschrift für Literaturgeschichte* erschienen ist. Weiterhin: »Fluchtpunkt ›Rezeption‹. Gemeinsamkeiten ›szientistischer‹ und ›hermeneutischer‹ Konzeptionen in Bielefeld und Konstanz«, in: Klopfer, R. et al. (Hg.), *Bildung und Ausbildung in der Romania, Bd. 1, Literaturgeschichte und Texttheorie*, München 1979, 621-657. In dieser Arbeit wird vor allem gegen die monologische Literaturkonzeption argumentiert. Einige weitere Aspekte des »dialogischen Prinzips« – insbesondere in Anwendung auf neueste deutsche Romanliteratur – finden sich in meinem Vortrag: »Der Roman als entfesseltes Gespräch« (Klopfer 1981).

Die Abgrenzung, die im »Fluchtpunkt« niedergelegt ist, und die mit dieser Vorlage vier Aufsätze zum Dialogischen bilden eine Einheit. Sie sind erste Versuche, die literatur- und kultursemiotische Theorie der Erfahrung im Umgang mit Literatur anzunähern.

den »Genres mineurs« die Fülle der Erzählkultur im Übergang von Gebrauchstexten in der Konversation und von massenhaft verbreiteter »leichter« Literatur zu den »hohen« narrativen Formen aufzeigt. Von beiden Seiten wird der qualitative Sprung als unsinnig entlarvt, der insbesondere von literaturhistorischer Seite zwischen alltäglichem Erzählen und der Literatur vorausgesetzt wird.²

Unter den gemeinsamen Grundlagen erscheint wichtig, dass sich das Erzählen als dialogische Kommunikationsform par excellence erweist (dieser These soll hier weiter nachgegangen werden), dass auch das alltägliche Erzählen eine ungemein komplexe Angelegenheit ist, zu dessen Meisterung mehr als nur die Fähigkeit zur Isolation von Geschichten aus dem Chaos der Geschehnisse nötig ist (eine Tatsache, die die literarische Narrativik berücksichtigen muss), dass schließlich das Erzählen ein wichtiges, wenn nicht das wichtigste Mittel zur (Re-)Konstruktion der sozialen, individuellen geschichtlichen Wirklichkeit ist.³ Das Erzählen ist u. a. deshalb zentral, weil es schon in den alltäglichen Situationen des Gesprächs die Voraussetzungen der Situation in den Text integrieren muss, damit das »Recht zur Rede« über längere Zeit aufrecht erhalten bleiben kann: Je weniger sich der Erzähler unterbrechen lassen will, desto mehr muss er *in* der Erzählung von dem integrieren, was sonst im Hin und Her des Gesprächs realisiert wird. Dies führt unmittelbar zu der Gattungsform, die schon immer den Charakter der mündlichen Form des erzählenden Gesprächs betont hat: dem Roman. Er zeigt, dass gerade Literatur des Höhenkamms mehr »dialogisch« angelegt sein kann (von den Romanen Cervantes', Rabelais', der deutschen Romantiker und des französischen, deutschen und vor allem russischen Realismus bis zu manchem Roman der Gegenwart) oder tendenziell monologisch (etwa bestimmte Epochen wie das französische 17. Jahrhundert oder Gattungsformen wie – in der herrschenden Tradition – Drama und Lyrik).

Um Missverständnisse zu reduzieren, sei Folgendes unterschieden:

1. Es gibt Formen der Rede, die zwischen mehreren, mindestens zweien, stattfinden und die man unter »Gespräch« zusammenfassen kann. Hierbei ist oftmals unwichtig, wie viele Teilnehmer gegeben sind (Unterhaltung, Plauderei, Kaffeeklatsch etc.). In einigen Formen ist mit der Bezeichnung festgelegt, ob es sich um zwei Teilnehmer (Wortwechsel, Liebesgeflüster, Schwatz etc.) oder um viele handelt (Palaver, Debatte, »round-table-Gespräch« etc.). »Dialog« nennen wir mit der Antike (»sokratischer Dialog«) *eine* bestimmte Form des Zwiegesprächs. Ich möchte den Begriff nicht zum Oberbegriff ausweiten. Ebenso wie manche Formen des Zwiegesprächs (Meinungsaustausch, Aussprache, Besprechung, Beratung etc.) zur Ausweitung in den »Polylog« tendieren, so gibt es umgekehrt die

² Außer der bekannten Studie von Labov / Waletzky ist zu erwähnen das Kapitel: »The Transformation of Experience in Narrative Syntax«, in: Labov 1972; Eisner 1975; Jefferson 1978; Polanyi 1980. Sacks 1974. Das Projekt von F. Nies hat sich niedergeschlagen in Nies 1978.

³ Der Frage nach der Relation alltägliches: literarisches Erzählen gehe ich in meinem »Narrativik«-Buch nach, in dem auch die Dimensionen narrativer Sinnkonstitution breit dargestellt werden. Ich hoffe, dass es 1981 in München (Fink) erscheinen wird. Der Preprint einer Kurzfassung von 1979 kann bei besonderem Interesse zur Verfügung gestellt werden (s. Zum Problem des »narrativen Kode«, in: Lili 27/28, 1977, 69-90).

Tendenz der Reduktion auf den Einen, der mehr oder weniger alle Aktivitäten im »Monolog« an sich nimmt (Vortrag, Vorlesung, Aufruf etc.). 2. Unter allen Zweigesprächen realisiert der Dialog bestimmte, weiter unten genauer zu bestimmende Bedingungen und Möglichkeiten *mehr* als andere. Wir sprechen dann vom »Dialogischen« (oder vom »dialogischen Prinzip«), wobei wir offenlassen, ob sich dieses Dialogische in einem Zweigespräch oder in anderen Rede- oder Kommunikationsformen verwirklicht. Ebenso kann vom »Monologischen« oder vom »Polylogischen« dann gesprochen werden, wenn bestimmte, genauer herauszuarbeitende Prinzipien, gleichgültig in welcher semiotischen Form, realisiert werden. 3. Der Begriff »Kommunikation« umfasst alle diese Formen und mehr. Im weiteren Sinne kann man als Kommunikation »jede erkennbare, bewusste oder unbewusste, gerichtete oder nicht-gerichtete Verhaltensänderung bezeichnen, mittels deren ein Mensch (oder mehrere Menschen) die Wahrnehmungen, Gefühle, Affekte, Gedanken oder Handlungen anderer absichtlich oder unabsichtlich beeinflusst« (Spitz 1957, 12). Kommunikation im engeren Sinne setzt Intentionalität (auch unbewusste) voraus, Gebrauch von mehr oder weniger entwickelten Zeichensystemen, Verarbeitungsmöglichkeit durch Gedächtnis u. ä., vor allem aber Freiheit der (Re-)Aktion (Einbeziehung von erinnerten, vorgestellten, vorweggenommenen Vorstellungswelten, Möglichkeit der zeitlichen und räumlichen Verschiebung, Erweiterung des Kollektivs in seine historische Dimension...). Auch Kommunikation i. e. S. darf nicht auf sprachliche Interaktionen limitiert werden. Die sprachlichen Mittel können ersetzt oder ergänzt werden durch gestuelle, wie einen Kuss, durch proxemische, wie das plötzliche, ganz nahe Herangehen an den anderen, durch Zeichenmittel der Kleidung, der Musik, der Schriftform oder Malerei etc.⁴

Entsprechend diesen Unterscheidungen kann man von dialogischen Gesten reden, ohne den Begriff metaphorisch zu gebrauchen: Die Prinzipien des sprachlichen Dialogs können in anderen Zeichensystemen realisiert werden. Die Sprache ist deshalb unter allen Zeichensystemen ausgezeichnet, weil *über* sie andere Zeichensysteme realisiert werden können. Mit Worten kann man eine bunte Festtafel mit vielen zeichenhaften Handlungen und Dingen evozieren, die in dialogische Relation auch dann treten können, wenn oberflächlich (d. h. allein im Hinblick auf das Sprachliche) besehen, eine eher monologische Beschreibung vorzuliegen scheint, so wie die Möglichkeiten des Wegblickens in manchen Kulturen die intensivsten Mittel dialogischer Kontaktaufnahme sind. Phylo- und ontogenetische Beobachtungen zeigen, dass das Dialogische dem Dialog vorausgeht und

⁴ In der linguistischen Literatur (Althaus 1980; Lewandowski 1973; Abraham 1974 u. ä. Nachschlagewerke) wird »Dialog« als Oberbegriff benutzt und mit »Gespräch« (oft auch mit »Konversation«) gleichgesetzt und dann nachträglich mit »Monolog« kontrastiert oder entsprechend der linguistischen Tradition erst der Monolog bestimmt und dann verschiedene Formen des Dialoges (»asymmetrisch vs. symmetrisch« beispielsweise) kontrastiv dagegengesetzt (vgl. Althaus 1980, 320). Ebenso geht die traditionelle Sprachwissenschaft von den »linearen Einheiten« zu den »alternierenden« (s. Brinkmann 1971, 846-880); wobei auch hier nicht zufällig die monologischen linearen als grundlegend und – zumindest quantitativ – wichtiger angesehen werden. Diese monologische Grundkonzeption ist auch in der Literaturwissenschaft zu beobachten. Ich habe mich damit in dem Aufsatz »Fluchtpunkt ›Rezeption‹« (s. o. Anm. 1) auseinandergesetzt. Übereinstimmung kann ich feststellen mit den Arbeiten von René Spitz, dessen Aufsätze »Vom Dialog« (1957) in einem deutschen Sammelband 1976 erschienen sind; s. dazu auch Spitz 1972. Die hier angesprochenen »Grundlagen« habe ich in dem entsprechenden, ebenfalls in Anm. 1 zitierten Aufsatz breiter darzustellen versucht.

nicht nur mit »der Kunst des Gesprächs«, sondern darüber hinaus in komplexeren kulturellen Formen zur Entfaltung kommt. Die komplexeste Form dieser Entfaltung des Dialogischen ist die Romanliteratur mancher Epochen.⁵

2. Die Konstituenten des Dialogs

Seit Mukařovský gelten drei Merkmalbündel als unabdingbare Voraussetzungen des Zwiegesprächs:

1. Alternieren der Sprecher- und Hörerrolle, wobei es nicht nur um die technische Übernahme des Wortes geht, sondern um die Entfaltung der »Polarität zwischen ›Ich‹ und ›Du‹«, und zwar so, dass »die gegenseitige Beziehung der Gesprächsteilnehmer als Spannung empfunden wird«; sie ist an keine der beiden sprechenden Personen gebunden, sondern besteht wirklich »zwischen« ihnen. Diese »Stimmigkeit« verleiht dem Dialog eine »gesamtheitliche emotionelle Färbung.« (1967, 108 ff.).
2. In die Beziehung geht die gegebene Kommunikationssituation ein, sei es, dass sie thematisiert wird, sei es, dass sie indirekt und als Voraussetzung den Gang des Gesprächs mitprägt.
3. »Im Unterschied zur monologischen Äußerung, die einen einzigen und zusammenhängenden Kontext hat, gibt es in der dialogischen Äußerung ein Sich-Durchdringen und Sich-Lösen von mehrerlei, wenigstens zweierlei Kontexten« bei thematischer Gemeinsamkeit. Die semantischen »Richtungsänderungen«, die durch die Gesprächspartner (ihr Interesse, ihr Wissen, ihre »Geschichte« etc.) bedingt sind, können sehr »scharf« sein: Es können sehr verschiedene »Weltsichten« zusammenprallen.⁶

Die beiden ersten Konstituentenbündel schlagen sich sprachlich in der Deixis nieder. Diese kann mehr oder weniger genutzt werden. Das dritte Bündel betrifft alle sprachlichen Ebenen (vom lautlichen bis zu semantischen Komplexen). Auch hier kann mehr oder weniger »Spannung« positiv entfaltet werden, so dass insgesamt von einer zu entwickelnden »Kultur des Gesprächs« auszugehen ist. Die Bemerkungen Mukařovskýs deuten bereits die Richtung auf das dialogische Prinzip an: Innerhalb der drei Konstituentenbündel und zwischen ihnen können nämlich mehr oder weniger reiche, bedeutsame Möglichkeiten entfaltet werden. Ein Gespräch kann entsprechend reicher oder ärmer sein, wobei die relative Dominanz nicht ein für allemal festgelegt ist: Ein Gespräch kann dominant die

⁵ Unsere derzeitige Diskussion sollte auf die alten rhetorischen, moralistischen und philosophischen Traditionen zurückgreifen, die den Dialog nicht nur als höchste Form des Gesprächs gelobt, sondern auch beschrieben haben. Einen ersten Einblick gibt Schmölders 1979. Bachtins These vom Roman als Entfaltung des Dialogischen steht auch im Gegensatz zu L. S. Vygotskij (1964), der mündlicher Sprache den Dialog und schriftlicher Nutzung den Monolog zuordnet (u. a. 335). Der entscheidende Gedanke Bachtins ist, dass die schriftliche Form kompensatorisch in den Text das hineinnehmen kann, was sich sonst in der Situation und zwischen den Partnern ereignet. Wir bemühen uns nachzuweisen, wie das geschieht.

⁶ Vgl. die »Zwei Studien über den Dialog« J. Mukařovskýs von 1940, die aufgenommen sind in: Kapitel aus der Poetik, Frankfurt 1967. In der gleichen Tradition steht Bühlers »Sprachtheorie« von 1934 (Bühler 1965). Auch er fragt die Sprachwissenschaft: »Woher in aller Welt nehmt Ihr grob gesprochen das Rezept, das Individuum in Eurer Analyse vor die Gemeinschaft zu stellen?« (S. 3).

Beziehung zwischen den Partnern oder die Einbeziehung einer immer mehr ausgeweiteten Kommunikationssituation oder die Vermittlung von »Welt« entfalten. Im Unterschied zu Gespräch allgemein oder den anderen Arten des Zwiegesprächs hat auch die alltägliche Verwendung von »Dialog« diese Offenheit und diesen dynamischen Charakter in und zwischen den Konstituentenbündeln impliziert: In der Palästina-Frage kommt es dann zum Dialog, wenn die Beziehungen zwischen den Parteien nicht mehr starr festliegen, die Kommunikationssituation nicht mehr durch die »Festschreibung« eines bestimmten Status limitiert und eine Konfrontation der »Ansichten« auf der Grundlage einer zumindest minimalen Verständnisbereitschaft gegeben ist. Dies ist entscheidend. Das Dialogische *wird*, es ist nicht ein für allemal gegeben. Daher ist zu den drei Bündeln festzustellen: ad 1, dass es nicht einfach um ein Alternieren mit entsprechenden Regeln des »Verkehrs« geht, sondern um die Entwicklung der Beziehung. Natürlich ist die Annahme einer Beziehung Voraussetzung, dann jedoch ist entscheidend, dass Entwicklungsmöglichkeiten genutzt werden. Das Dialogische bezieht sich auf diese Möglichkeiten, die in der Alltagssprache mit »Näherkommen« oder »Versinken im Gespräch« umschrieben werden. Ad 2 ist mit Bühler zu zeigen, dass die Kommunikationssituation nicht nur irgendein n-Tupel betrifft, sondern über das Hic-et-nunc hinausgreift in immer weitere Räume und Zeiten, wobei das Gedächtnis und die Phantasie mehr oder weniger einbezogen werden. Für das Dialogische sind die typischen, dynamischen Entwicklungen der deiktischen Möglichkeiten wichtig, insbesondere die Verweisformen auf das schon in der »Geschichte« des jeweiligen Gesprächs Erstellte. Ad 3 schließlich lässt sich feststellen, dass die Entfaltung der Evaluations- und Referenzbereiche gerade durch das Maß der fruchtbar gemachten Verschiedenheit an Wert gewinnt. Im Rahmen vom Erzählen ist daher das Neue, das Unerhörte, Andere, Überraschende für bestimmte Gattungsformen bestimmend gewesen.

Zu diesen drei Konstituentenbündeln muss meines Erachtens ein *viertes* hinzugefügt werden, das mit den anderen verknüpft und dennoch selbständig ist: die Entfaltung, Einbeziehung und Durchdringung zweier Wort-Sprachen und der mit ihnen realisierten Zeichensysteme. Ich bezeichne dies alles als »Sprache« im weitesten Sinne (also unter Einschluss aller Zeichensysteme) und setze bei diesem Gebrauch das Wort in Anführungsstriche. Verschiedene Kontexte der »Weltsichten« realisieren sich mit und in jeweiligen »Sprachen«; die Kommunikationssituation wird entlastet, wenn in ihrem Verlauf für die jeweiligen Bedürfnisse eine spezifische »Sprach«nutzung oder – im Extrem – eine spezifische »Sprache« entwickelt wird (z. B. In-group-Sprachen); die Beziehung manifestiert sich gerade in dem Maß, in dem die verschiedenen Partner bereit sind, die fremde »Sprache« zu lernen, ohne deshalb die eigene aufzugeben.

Ein Gespräch realisiert demnach mehr oder weniger an Dialogischem. Es ist auffällig, wie im sokratischen Dialog das Lernen und Erkennen alle vier Konstituentenbereiche umfasst. Das Dialogische besteht im *Zwischen* der Partner, in der Ausdehnung der Situation, in der Interaktion der »Weltsichten« und in der Entfaltung der Semiosemöglichkeiten. Der konkrete Dialog hat Ergebnisse: Man ist Freund geworden; man hat eine Kommunikationssituation zu nutzen oder zu schaffen gewusst; man hat die jeweiligen Standpunkte verstanden, akzeptiert, angenähert; ein Stück »Welt« ist sichtbar geworden, man hat seine Sprach- und

Kommunikationsmöglichkeiten erweitert. Das Dialogische bezeichnet die zugrunde liegende »Energie« im Sinne Humboldts.

Diese Sicht steht gegen eine hermeneutische Tradition, die sich zumindest bis zu Schleiermacher⁷ zurückverfolgen lässt. Dort wird der Dialog als eine »Geschichte« gesehen, in der am Anfang der Streit und am Ende die Übereinkunft stehen. Es geht dabei um die »Herausarbeitung des gemeinsam Gemeinten«, das »gemeinsame Wissensollen« des »Sinns«. Das Gespräch als »wechselseitige Anregung der Gedankenerzeugung« wird hier abgewertet, weil es ja eher Sinnvielfalt erzeugt. Es scheint so zu sein, dass auch hier ein eher statisches Modell vorliegt, in dem die Beziehung festgelegt, die Kommunikationssituation begrenzt, der »Sinn« vorgegeben (wenn auch noch nicht erreicht) und die Sprache festgelegt ist.

3. Gibt es Dialog mit Literatur?

Textuelle und insbesondere literarische Kommunikation ist erst einmal alles andere als ein Dialog. Zwar schreibt ein Autor für Leser, die jeweils als Einzelne den Text lesen müssen, doch gibt es weder ein Alternieren der Rollen noch eine gemeinsame Kommunikationssituation, deshalb auch keine echte Konfrontation von »Weltsichten« und schon gar kein gemeinsames Entfalten von Sprachen und Zeichensystemen. Dieser herrschende Standpunkt hat seine Berechtigung.

Es gibt jedoch Argumente dafür, auch in der literarischen Kommunikation manches als Dialog im wörtlichen Sinne anzusehen. Zuerst einmal steht ja nicht ein für allemal fest, dass der *Raum* eng, die Zeit kurz und der Rollentausch rasch vollzogen werden müssen, damit man von Dialog sprechen kann. Im Gegenteil: Wenn auch z. B. Telefon und Fernschreiber Raum und Zeit überbrückbar gemacht haben, niemand würde dennoch behaupten, dass unsere Gespräche am Telefon eher Dialog sind als die langen Briefe, die man insbesondere im 18. und 19. Jahrhundert auszutauschen pflegte. Wenn Alexander von Humboldt auf dem Weg zur Orinokoquelle an seinen Bruder schrieb, dann war ihm relativ gleichgültig, wann diesen der Brief erreichte. Hauptsache war, dass eines der drei Exemplare ankam und Antwort fand.

⁷ Vgl. Schleiermacher 1976, 7-10 und das interessante Zitat von Kaulbach, das R. Grübel in seiner aufschlussreichen Studie »Zur Ästhetik des Wortes bei Michail M. Bachtin« (s. die Lit.-Angaben in Anm. 8 u. 9) anführt: »Der Dialog ist eine Geschichte der sprechenden Subjekte, an deren Anfang und an deren Ende die Übereinkunft und zugleich das Wissen der im Gang der Geschichte verbundenen steht«. (S. 47). H. G. Gadamer geht an verschiedenen Stellen von »Wahrheit und Methode« (Tübingen 1960) auf das Gespräch im Sinne Schleiermachers ein (S. 176, 350 ff., 369 ff.), allerdings hebt er zunehmend – und gegenüber Schleiermacher positiver – die Produktivität des Gesprächs hervor, bindet sie aber an einen alles umgreifenden »Logos« und reduziert dann im Sinne von Collingwood die »Ursprünglichkeit des Gesprächs« auf die »Logik von Frage und Antwort« und führt schließlich zu jener Verschmelzung der Horizonte«, die die »eigentliche Leistung der Sprache« sein soll. Nicht zufällig geht es in seinen Erörterungen um das Auffinden der Einheit – ganz in der sowohl griechischen wie jüdisch-christlichen Tradition der ursprünglichen und wieder zu findenden Einheit – und zwar 1. das Verschmelzen der Gesprächspartner, 2. die Aufhebung aller »Störungen« der Situation, 3. die Entfaltung der einen »Sache selbst« und 4. die Erarbeitung der »gemeinsamen Sprache« (s. insb. 360).

Verfolgt man die Korrespondenz großer Autoren, so sieht man, dass sie oft die Briefform nutzen, auch wenn der Partner aufzusuchen gewesen wäre, und weiter, dass eine Raum-Zeit-Trennung die Intensität noch zu steigern vermag und deshalb künstlich hergestellt wird... dies stellen Autoren wie Goethe, Flaubert oder Thomas Mann des Öfteren fest.

Ähnlich ist es mit dem *Zeitt*faktor während des Dialogs. Seit Sokrates weiß man, dass es nur physische Grenzen des Dialogs gibt. Es ist ebenso bekannt, dass eine Unterbrechung – die auch als solche empfunden wird – die Intensität des Dialogs steigern kann. Man hat über das Gespräch nachgedacht oder kann schwierige Passagen auf eine erinnerbare Formulierung bringen, hat zwischenzeitlich Lösungen gefunden oder das in Sprache zu überführen gelernt, was vorher nur ein das Gespräch begleitendes Gefühl war.

Vor allem stellt sich die Frage nach den *Subjekten* der Zwierede. Man geht normalerweise davon aus, dass nur das konkrete Individuum »hic et nunc« ein Dialogpartner sein kann. Um dies zu problematisieren, ein Exkurs zu Selbst- und Chorgespräch: Im *Selbstgespräch* geht es um ein Dialogisieren in einem einzigen Individuum, das sich in zwei oder mehr Redesubjekte spaltet, die verschiedene Rollen, Sprachen, Situationen und Weltansichten haben. In der Literatur kennen wir dies beispielsweise aus dem mittelalterlichen »Streit des Leibes mit der Seele« und anderen Soliloquien oder aus vielen Formen lyrischer Dichtung, in denen ein Selbstgespräch vollzogen wird. Wir wissen, dass das Denken in der Philosophie, die Gewissensforschung und andere Formen als innerer Dialog interpretiert worden sind. Ebenso die Studien zum *inneren Monolog* seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts, der nicht als Monolog beschrieben wird, sondern als Dialog in der gespaltenen Person. Ähnliches in der psychoanalytischen Literatur seit Freud.

Die Hinweise auf die verschiedenen Formen des Selbstgespräches zeigen, dass es eigentlich unmöglich ist, sinnvoll gebrauchte Sprache nicht als Dialog zu sehen. Da auf diese Weise jedoch »Dialog« gleichgesetzt erscheint mit »erfolgreicher sprachlicher Kommunikation«, sei darauf verwiesen, dass Aussagen wie »mehr Dialog«, »wenig Dialog« und »eher Monolog« nur sinnvoll sind im Hinblick auf eine klar definierte Kommunikationssituation. Im Hinblick auf das Gespräch mit einem konkreten Gegenüber ist das »laute Denken« des Einen oft ein Monolog; im Hinblick auf die innerlich realisierte Situation kann es aber ein Dialog sein. Im Hinblick auf den einmaligen Akt der Publikation kann ein Pamphlet Monolog sein; betrachten wir aber den Austausch einer Menge solcher und anderer Reden oder Texte zwischen den zwei Streitenden, dann erscheint dies in seiner Makrostruktur vielleicht als Dialog. Der Dichter, der alleine schreibt, sein Werk einschließt und erst zur Publikation nach seinem Tod freigibt, kann dieses auf umfassender Ebene dennoch als Teil eines intensiven Dialogs angelegt haben. Der Text kann ganz unmetaphorisch Antwort auf eine Herausforderung eines Einzelnen, einer Gruppe, eine Äußerung des kollektiven Bewusstseins sein und ganz unmittelbar verbale Gegenreden oder Handlungen (wie Selbstmord, Rückzug oder Engagement) hervorrufen. Ob wir etwas als »Dialog« oder »Monolog« bezeichnen, hängt davon ab, wie groß wir die Einheit des Raumes, der Zeit, der Weltansicht, des Subjektes und der »Sprachen« setzen. Dies ist eine Entscheidung, die sich nicht automatisch ergibt, sondern vom Standpunkt des Betrachters

abhängt, der verschieden begründet werden kann. Nichts anderes geschieht übrigens in den »inneren Gesprächen«, wo das Ich seine möglichen Redeweisen konfrontieren kann, die es aus verschiedenen eigenen Kontexten, Rollen, Situationen etc. gewinnt: Der leicht anarchistische, dialektsprechende, geschwätzige Witzbold des Stammtischs kann sich gezwungen sehen, sich selbst als dem arbeitsamen, angepassten, hochsprachlich versierten Tugendbold der »normalen« Tageszeit Rede und Antwort zu stehen.

Soweit die Möglichkeit der Auflösung dessen, was von einem (sinnvollen) Standpunkt aus als Monolog erscheint, in einen Dialog oder Polylog. Ebenso ist das Umgekehrte denkbar: Ein Dialog erweist sich als Monolog. Als Beispiel diene das *Chorgespräch*, das Kainz »Kollektivmonolog« genannt hat. Es ist beschreibbar durch Fehlen der vier Konstituentenbündel des Dialogs: die Sprachen, Stile, benutzten Zeichensysteme sind identisch (4), die »Welt« oder das referentiell Evozierbare ist gemeinsam (3), die Kommunikationssituation ist irrelevant (2), alternierend wird nur geredet, die Luft bewegt (1). Dieses »Gespräch« ist ganz offenbar ein Monolog mit verteilten Rollen. Jeder einzelne Sprecher könnte auch das Ganze sagen, keiner steht in irgendeinem Spannungsverhältnis zum Kontext oder den anderen. Es ist die Situation, in der gleichsam aus vielen Personen ein Subjekt geworden ist. Wir kennen diese Situation aus universitären Gremien, aus homogen politischen, religiösen oder wissenschaftlichen Gruppen...

Schließlich könnte man mit Bachtin und Lotman den *Textbegriff* genauer betrachten.⁸ Es liegt ja nicht ein für allemal fest, was eine Rede ist, die eine Gegenrede bekommt. Manchen ist nur der rasche Wortwechsel ein Dialog, andere akzeptieren, dass längere Diskurstypen gleicher oder verschiedener Art alternieren können: Der eine ergeht sich beispielsweise in Beschreibungen, und der andere formuliert die Quintessenz. Wo aber ist die Grenze? Ist eine öffentlich und schriftlich über eine Zeitung geführte Kontroverse kein Dialog mehr? Ein Autor wie Balzac schreibt das Portrait eines Angestellten, publiziert es und bekommt eine so positive Reaktion, dass er es in eine Novelle integriert, und nach deren Erfolg (beispielsweise durch das Lob einer geliebten Dame) nimmt er die Novelle in einen Roman auf, dieser wird Teil der *Comédie Humaine* ..., und alle diese Publikationen sind begleitet von Briefen, Gesprächen, Rezensionen, Polemiken, vielleicht sogar Prozessen etc., die Balzac wiederum anregen. Der französische Realismus wird als Ganzes von der russischen oder der lateinamerikanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts rezipiert. Wo also ist die Grenze der Texteinheit, mit der dialogisch ausgetauscht werden kann?

Fassen wir zusammen. Unter den ca. fünfzig Bezeichnungen, die es im Deutschen für Arten des Gesprächs gibt und die Redeform, -funktion, -situation und -wert berücksichtigen, wurden Polylog – Dialog – Monolog herausgehoben. Statt sie jedoch nur auf das Kriterium der Zahl der aktiv Beteiligten festzulegen (1), haben wir sie in einem ersten Schritt noch um andere Konstituentenbündel erweitert: das Wo/Wann (2), das Was (3) und das Womit (4). Der Dialog erscheint so als die Ur- und Normalform, von der sich Monolog durch ein

⁸ Lotman 1972, 402 ff.. Von den Schriften Bachtins ist vor allem die »Ästhetik des Wortes« (Hg.: Grübel, R.), Frankfurt 1979 hervorzuheben; allerdings fehlt die dritte Studie, die in der französischen Ausgabe (Paris (Gallimard) 1978) zugänglich ist (S. 23-398).

Weniger und Polylog durch ein Mehr in allen vier Bereichen auszeichnen. In einem zweiten Schritt haben wir festgestellt, dass die Zahl und das Wer nicht an die Person und die Situation nicht an das »hic et nunc« gebunden sein müssen. Das Was und das Womit haben wir wohlweislich ausgelassen, obwohl hier analog argumentiert werden kann (ideologische Vielfalt und Entfaltung der »Sprache« als Polysystem⁹). Stattdessen wurde angedeutet, dass auch die Einheit der Rede bzw. des Textes eine relative Größe ist. Wir wollen im Moment auf diesem Weg nicht weitergehen. Er läuft auf eine Konzeption hinaus, in der es eine Staffelung gibt zwischen:

1. innerer Dialog/Monolog/Polylog
2. Dialog/Monolog/Polylog von Angesicht zu Angesicht
3. dasselbe im Rahmen von raum-zeitlich größeren Einheiten und Gemeinschaften (z. B. der »Dialog in der Zeitschrift ›Die Wandlung‹«),
4. dasselbe auf verschiedenen, umfassenden Ebenen,
5. dasselbe schließlich zwischen Kulturen (z. B. der »Monolog kulturimperialistischer Nationen gegenüber der Dritten Welt«).

Definiert man jeweils den *Rahmen* der vier Konstituentenbündel, ist die Gefahr eines verfänglich metaphorischen Gebrauchs der Begriffe gebannt. Diese Konzeption steht gegen zwei Richtungen: einmal gegen die aus der Linguistik und Stilistik kommende Sicht, die entsprechend der erwähnten alten europäischen Tradition ihren Ausgangspunkt im Monolog nimmt. Sodann gegen die neue, insbesondere im französischen Sprachraum gegebene Tendenz, den kulturellen Polylog an den Anfang zu stellen und alle anderen Formen nur als Manifestationen in verschiedenen Variationen, Brechungen, Kombinationen zu interpretieren, wobei jeder Text nur kraft seines Anteils am Polylog (Intertextualität) realisiert werden kann.¹⁰ Tendiert die erste Richtung dazu, Kode/Zeichensysteme jenseits des eng-linguistischen Rahmens zu leugnen, gibt es bei der zweiten eine eigenartige Vermischung von Kode/Zeichensystemen und dem »allgemeinen Text« der Kultur.

4. Dialogisches in der Realisation eines Erzähltextes

Auch wenn ein Text auf übergeordneter dritter Ebene als Ganzes Teil eines Dialoges sein kann – den ich als Kritiker, als Lehrer, als Fragender gegenüber dem Dichter bei einer Lesung wirklich von Angesicht zu Angesicht führe –, muss für die untergeordnete zweite Ebene der Lektüre zugegeben werden, dass es hier so keinen Dialog gibt. Dennoch haben

⁹ Die Konzeption, dass die Vielzahl der Weltansichten mit der Vielzahl von Sprachen korreliert sind, entspricht einer Tradition, der sowohl Jakobson wie Bachtin und Lotman verpflichtet sind. Das scheinbar *eine* Russisch ist ein komplexes System von mehr oder weniger autonomen Sprachsystemen, das man künstlich, abstraktiv und im Dienst zentralistischer Tendenzen auf das reduzieren kann, was dann Niederschlag in Sprachbüchern findet und was dann seine Entsprechung in der »monolithischen Sprachkonzeption« findet, gegen die Jakobson seit Jahrzehnten polemisiert. Ähnliches vertreten die »Russischen Formalisten« und Bachtin. Eine systematische Weiterführung versucht Itamar Even-Zohar in seinem Buch »Papers in Historical Poetics« (Tel Aviv 1979) in den Aufsätzen zum »Polysystem«.

¹⁰ Diese Diskussion um das auf Bachtin fußende Konzept der Intertextualität, das zuerst von J. Kristeva und dann vor allem von Ch. Grivel in die Forschung eingeführt wurde, habe ich in dem in Anm. 1 genannten Aufsatz »Grundlagen des dialogischen Prinzips« diskutiert.

viele Leser den Eindruck, sie seien während der Lektüre in einem mehr oder weniger intimen Gespräch mit dem »Autor« oder mit dem Erzähler oder mit Personen des Textes. Zeugnisse zu diesem Eindruck sind in Beobachtungen der Literatur seit der Renaissance zu finden. Sie sind in der Gegenwart nicht weniger geworden. Wie kommt es zu diesem Eindruck? Die nachfolgenden Ausführungen seien zu einer These zusammengefasst: Literatur und insbesondere der Roman können dazu geeignet sein, einen intensiven *intrapersonalen* Dialog oder Polylog zur Entfaltung zu bringen und uns somit die Erfahrung eines intensiven Gespräches, ja eines wirklichen Erlebens zu ermöglichen. Die Formen der Identifizierung, die u. a. H. R. Jauß (1977: Kap. 1) aufgezeigt hat, sind davon nur eines der komplexen Verfahren.

Auch hier kann nur die Richtung der Argumentation entfaltet werden. Schon für jedes alltägliche Gespräch gilt: Je länger der Text, je größer der Kommunikationsraum, je größer die Zeitspanne zwischen Rezeption und Reaktion und je verschiedener die »Sprachen« der Beteiligten, desto mehr muss der Sprecher in seinen Text Vor- und Nachrede seines Gegenübers einbeziehen, der vorläufig nicht zu Wort kommt. Bachtin (Volosinov 1930, 175 f.) stellt fest:

»Der Absatz ist gleichsam ein abgeschwächter und ins Innere einer monologischen Äußerung eingegangener Dialog. Die Orientierung auf den Hörer oder Leser und die Berücksichtigung seiner möglichen Reaktionen liegen dem Zerfall der Rede in Teile zugrunde, die in der schriftlichen Form als Absätze bezeichnet werden. Je schwächer die Orientierung auf den Hörer und die Berücksichtigung seiner möglichen Reaktionen, um so ungliedriger in Absätze wird unsere Rede sein. Die klassischen Typen der Absätze sind: die Frage-Antwort (wenn die Frage vom Autor gestellt und auch von ihm beantwortet wird); Ergänzungen; Vorwegnahmen möglicher Einwände; die Offenlegung von widersprüchlichen und ungereimt erscheinenden Stellen in der eigenen Rede usw. Sehr verbreitet ist der Fall, daß man seine eigene Rede oder einen Teil davon (z. B. den vorangegangenen Absatz) zum Gegenstand der Beurteilung macht.«

Diese Tendenz der schriftlichen Kommunikation hat die (Erzähl-)Literatur weiterentwickelt. Bachtin geht davon aus, dass sich der Autor beispielsweise selbst die Frage beantwortet. Der erste Schritt darüber hinaus ist das Vermeiden dieser Antwort (oder der der sonstigen Gegenrede), wobei allerdings der Leser diesen Redeteil verwirklichen *muss*, wenn er weiterhin verstehen will. Er realisiert also nicht nur das manifeste Zeichenangebot, sondern einen unausgeführten Nebentext. Ein Szenenanfang von A. Frère kann das illustrieren:

»–Fräulein Stewardess!... Fräulein Stewardess, könnten Sie bitte... Unmöglich, die zu erwischen. Ach, Steward!...
–Steward, can you tell me where I shall find my luggage? – I say: can you tell me...
–You do not understand me? Mein Gott, mein Englisch ist doch korrekt, oder?
–Ach Sie sind Deutscher? Wie angenehm. Also: Wo werde ich mein Gepäck wiederfinden?
–Und wo ist das, der Zoll?
–Mein Gott nochmal, was ist das alles kompliziert... Ach, Fräulein Stewardess..., ne, das ist sie nicht.
–Auf Wiedersehen, Frau Mrs. Anderson.
–Ja, ich seh Sie in Minneapolis.«

Man versteht den Text, denn man nutzt blitzschnell das Angebot und rekonstruiert den ausgelassenen und dann vorausgesetzten Text. Hierbei ist im Moment gleichgültig, wie vollständig diese Rekonstruktion ist – auf jeden Fall ersetzt der Leser den fehlenden Anderen. Die Inkohärenz des Textes ist Voraussetzung für die Rollenübernahme, wobei der Inhalt der fremden Person, ihre Sprache und auch ihr Verhalten eingesetzt werden. A. Frère nutzt die Redundanzen in der Zusammenarbeit des alltäglichen Gesprächs. Wie dort Sprecherreaktionen provoziert werden, die den Fortgang steuern durch verschiedene semiotische Handlungen (Anzeigen von Verstehen, Zustimmung, Ergänzungsnotwendigkeit, Versicherung, Ermutigung etc.), so auch hier, wobei die Pausen, Unsicherheiten etc. Signale zur Eigenleistung des Lesers sind. Es gibt also *im* Rezipienten ein wirkliches Alternieren der Rede. In ihm entfaltet sich eine Situation. Der Autor muss davon ausgehen, dass es keinen Dialog von Angesicht zu Angesicht mit seinem Leser gibt. Er nutzt aber diese Situation aus, um auf der untergeordneten Ebene im Leser kompensatorisch die Möglichkeiten des Dialogischen zu entfalten. Bühler bemerkt zur eigenmächtigen Mit-Konstruktion der Rede: »Ist das Selbstdenken des Hörers in Gang gebracht, dann lockert eine sprachtechnisch vollendete Rede die Zügel und setzt nur noch sparsam Impulse« (Bühler 1934, 172). Dialogisch wird die Zusammenarbeit dann, wenn die tatsächlich eingebrachte Rede des Lesers im Text wiederum aufgenommen und zu weiteren Impulsen verarbeitet wird. Der Einwand, dass der Autor dies ja bedacht hat, ist nicht stichhaltig, denn im Alltagsgespräch ebenso wie im platonischen Dialog des Sokrates weiß einer auch oft besser, wohin der Weg führen soll ...

Die Möglichkeit des Einbringens eines nachweis- und kontrollierbaren, mehr oder weniger umfangreichen Redebeitrages des nur scheinbar passiven Hörers hat viele Formen – ein großes Forschungsgebiet der Text- und Literaturtheorie. So können im Text Fragen gestellt, Probleme aufgeworfen, Indizien angeboten, Sichten suggeriert werden ... worauf wir mehr oder weniger durch Eigenleistung reagieren. Es ist bekannt, wie diese Reaktionen nun selbst wieder verwendet werden: Der Autor kann uns an der Nase herumführen, er kann uns verlachen, überraschen, entlarven etc. Dieser allgemeinen Möglichkeit sei hier nicht weiter nachgegangen, sondern gefragt: Gibt es einen Grund, warum gerade literarische Texte mehr zu dieser grundlegenden Form des Dialogs und Polylogs auf der untersten, intrapersonalen Ebene geeignet sind als alle anderen Text- und Redeformen? Für die Bejahung gibt es zwei Gründe. Der erste ergibt sich aus der alten, von den Prager Strukturalisten (Mukařovský, Jakobson u. a.) entwickelten These, dass die ästhetische bzw. *poetische Funktion* auf der Rückwendung der Rede auf sich selbst beruht.¹¹ Diese bringt nach Jakobson eine Aufsplitterung der Konstituenten mit sich:

»Mehrdeutigkeit ist eine unabdingbare, unveräußerliche Folge jeder in sich selbst zentrierten Mitteilung, kurz: eine Grundeigenschaft der Dichtung [...]. Nicht nur die sprachliche Botschaft selbst, auch Sender und Empfänger werden mehrdeutig. Neben Autor und Leser gibt es ein ›Ich‹ des lyrischen Helden oder des fiktiven Erzählers und das ›Du‹ oder ›Ihr‹ des angesprochenen Empfängers dramatischer Monologe, Fürbitten und Episteln [...]. Jede poetische Mitteilung ist eigentlich zitierte Rede mit all den eigentümlichen und verwickelten Problemen, welche die ›Rede innerhalb der Rede‹ dem

¹¹ Vgl. zu der Verdoppelung der Konstituenten die in Anm. 1 zitierte Arbeit Klopfer 1980..

Linguisten auferlegt. Der Vorrang der poetischen Funktion vor der referentiellen löscht den Gegenstandsbezug nicht aus, sondern macht ihn mehrdeutig. Die doppeldeutige Botschaft findet ihre Entsprechung in einem geteilten Sender, einem geteilten Empfänger und weiter in einer geteilten Referenz.« (Jakobson 1960, 110 f.)

Man kann ebenso ergänzen: des oder der verdoppelten Kode, der Kommunikationssituation etc. Diese vielfältigen *Aufsplitterungen* können verschiedene Folgen haben: 1. Sie können dazu genutzt werden, um den Leser in dieses Kommunikationsgeschehen hineinzuziehen, um die Ebenen, die wir oben zu scheiden versuchten, konsequent zu vermischen, um den »Ort« seiner Beteiligung über den fiktiven Raum auszudehnen. Diese Möglichkeit wird seit Cervantes' »Don Quijote« systematisch genutzt und ausgeweitet, wo ein Redaktor und Kommentator den Text einer vielleicht nicht ganz authentischen Übersetzung der Vorlage eines eventuell lügnerischen »Mohren« wiedergibt. So verfährt auch Thomas Bernhard, wenn er in »Gehen« durch einen Herrn Öhler einem Erzähler von den Reden Mitteilung macht, die ihm der Psychiater Scherrer von den Reden des gemeinsamen und für verrückt erklärten Bekannten Karrer mitteilt ... Dasselbe gilt für das Spiel mit den »möglichen Welten« der Referenz und für die Nutzung der eigentlichen oder übertragenen, der ironischen oder akzentuierend stilisierenden Sprache etc. Der Leser muss sich mehr auf verschiedenen Ebenen und – der Möglichkeit nach – durch verschiedene Formen der Mitarbeit beteiligen, die vom Text selbst wieder genutzt werden können. So entfaltet der Autor in ihm das Hin und Her, die Ausweitung der Kommunikationssituation, die alternativen Weltansichten und entwickelt mit ihm die »Sprachen« ... gerade weil äußerlich ein scheinbares Aufgehen im fremden Monolog akzeptiert wird. Die 2. Folge dieser Aufsplitterung ist, dass die möglichen dynamischen Wechselbeziehungen in und zwischen den Konstituenten ein Mehr an Kodifizierung zulassen. Ich habe dies an anderer Stelle (s. Anm. 1) ausführlich dargestellt und will später darauf kurz zurückkommen.

Die so ermöglichte größere Informationsdichte der Literatur (s. Lotman 1972, 42 u. ö.) erklärt, warum aus einem zweiten Grund die Möglichkeit des intrapersonalen Dialogs oder Polylogs hier größer ist als bei allen anderen Textformen. Da sich die Linguistik dem wirklichen Dialog kaum zugewandt hat, sei ein in diesem Zusammenhang wichtiger Aspekt hervorgehoben. In der Diskussion dieser Vorlage wollte es einem Linguisten absolut nicht einleuchten, dass wir gerade im Alltag das Gespräch plurikodal führen. Er ließ den Kuss als mögliche Antwort auf eine verbale Frage nicht zu. Schließt man jedoch die parasprachlichen Kommunikationsmöglichkeiten (und alle anderen nutzbaren Zeichensysteme) aus, so werden viele Gespräche unmöglich: die reichen Repertoires der Prosodie, des Lächelns und Blickens, der Mimik überhaupt, des gestuellen Handelns, der proxemischen Zeichen des Zu-, Ab-, Wegwendens etc. sind integraler Bestandteil des Gesprächs und insbesondere des Dialogs. Ein Gesprächsteil bietet nicht nur die lineare Abfolge von sprachlichen Aussagen, die gleichzeitig mehrere Funktionen erfüllen, gleichzeitig auf mehreren Registern angelegt und gleichzeitig an verschiedene Gesprächsteilnehmer adressiert sein können, sondern mit den parasprachlichen und sonstigen zeichenhaft nutzbaren Handlungen, Gegenständen, Bedingungen des Raumes und der Zeit hat jeder Gesprächsteil die Möglichkeit einer mehr oder weniger großen *Orchestrierung* der Mitteilung. Linearität ist wie Monofunktionalität eine künstliche Reduktion all der »Sprechmöglichkeiten«, die unter-

einander die verschiedensten Beziehungen eingehen können (Addition, Widerspruch, Metasprache etc.). Die Simultaneität multikodaler Entfaltung im Gespräch betrifft vor allem das Miteinander der Partner. Während der eine vielfältig »spricht«, ist der andere nicht »stumm«, sondern er hat ihm nur die relative Dominanz gelassen: Nicken, Blicken, Ausdrücke der Spannung und der Langeweile, Brummen und andere phatische Mittel, Einwürfe, Formulierungshilfen, Zwischenfragen oder Ergänzungen, gestuelle Aufforderungen, zur Sache zu kommen, sich kurz zu fassen, sich Zeit zu lassen u. ä. m. werden oftmals ebenso reich orchestriert angeboten wie das *gleichzeitige* »Sprechen« dessen, der das Wort hat. Diese gleichzeitigen Reaktionen werden vom jeweils dominant »Sprechenden« hoffnungs- oder angstvoll erwartet; er benötigt sie mehr oder weniger, und sie gehen als Erwartungen schon vorweg in die jeweilige Rede ein. Die Entfaltung und Konfrontation der Zeichensysteme, die wir im vierten Konstituentenbündel festgestellt haben, umfassen diesen Bereich. Wer gut »zuhören« kann, beflügelt des Anderen Rede, gerade weil er gleichzeitig schweigt und »spricht«.

Genau diese Möglichkeit der gemeinsamen Orchestrierung des Gesprächs entfaltet intrapersonal die literarische Kommunikation mit Hilfe der auf der ästhetischen Funktion aufbauenden Verfahren. Schon das einfache Beispiel von A. Frère zeigt, dass die Rekonstruktion der ausgelassenen Texte der anderen Personen annähernd gleichzeitig mit der Rezeption der Rede des Passagiers geleistet wird. Damit wird die Simultaneität dessen, was im Kurzzeitgedächtnis gespeichert wird, wesentlich erhöht. Hatte die Poetik seit langem festgestellt, dass die Literatur auf verschiedenste Weise versucht, die Dichte, und die Dauer des im Kurzzeitgedächtnis simultan präsent Gehaltene zu erhöhen, so ist nun zu ergänzen, dass dies dialogischen Charakter haben kann. Was sich ›in nuce‹ im alltäglichen Gespräch an Orchestrierung nachweisen lässt, das wird insbesondere in der Erzählliteratur systematisch entfaltet.¹²

Überblickt man unter diesem Gesichtspunkt die Entwicklung des Romans seit den hellenistischen Anfängen (s. Bachtin 1978 insb. Teil 3), dann sieht man, dass diese Gattungsform von jeher das Spiel mit den Kommunikationsebenen betrieben hat. Übergehen wir mal die Tatsache, dass der »einsame Leser« ein Produkt neuzeitlicher Entwicklung ist, so können wir vereinfachend feststellen, dass es dem Roman darauf ankommt, den gesellschaftlichen Polylog der dritten bis n-ten Ebene intrapersonal zur Auf-führung zu bringen. Von Anfang an lassen sie die Verwirrspiele um die zentrale Ebene – den fehlenden Dialog von Autor und Leser von Angesicht zu Angesicht – feststellen. Anders als etwa die Lyrik (wenn es auch dort Ausnahmen gibt) kompliziert der Roman den Wechsel der Rede, vermischt die kodifizierten Situationen, konfrontiert verschiedene Weltansichten, indem er mit Personen verschiedener nationaler, kultureller, sozialer etc. Zugehörigkeit die vielen »Sprachen« zur Aufführung bringt. Einem Einwand ist hierbei zuvorzukommen: Diese Aufführung an sich ist noch nicht dialogisch. Die Tatsache, dass der Rezipient alle

¹² Lotman (s. o. Anm. 8) hat Literatur als ein System definiert, das gleichzeitig die »Sprachen« lehrt, die sie benutzt. Dieses »autodidaktische Prinzip« habe ich im Zusammenhang mit der Mehrfachkodierung ebenfalls an verschiedenen Stellen von *Poetik und Linguistik. Semiotische Instrumente*, München 1975 untersucht.

Zeichenangebote realisieren muss, ist eine semiotische Trivialität. Erst wenn diese Realisierung zu einer Eigenproduktivität führt, die im Austausch zu dem Angebot steht, kann man von einem intrapersonalen Dialog sprechen. Einige Beispiele: Ein Brief geht verloren; der Leser stellt sich aus dem Kontext notwendigerweise den Inhalt vor; dies wird im weiteren Verlauf des Romans bestätigt (schwache Dialogizität), als typische Fehleinschätzung entlarvt, oder es wird gar vom Leser wiederholt eine Revidierung unter verschiedenen Gesichtspunkten verlangt (starke Dialogizität). Oder: Zwei und mehr Weltsichten werden so konfrontiert, dass der Leser mittels seiner eigenen Erfahrung eine Entscheidung trifft, deren Bestätigung ihm der Text solange versagt, bis er sie gebunden an relativen Konsens erkennt. Es geht also darum, dass der Rezipient nicht nur Zuschauer dessen ist, was in ihm zur Aufführung kommt, sondern als eine oder mehrere Personen mitspielt, -handelt, -spricht. Dasselbe gilt für das Drama, das nicht schon deshalb dialogisch ist, weil Dialoge die vorherrschende Darstellungsform sind.

5. Das Dialogische und die semiotische Intuition

Ein Dialog verwirklicht sich durch die Spannungen in und zwischen den vier Konstituentenbündeln. Das Dialogische nennen wir in Alltagsgespräch und Literatur jenes Prinzip, das den Dialog stets zu einem Mehr treibt:

1. nicht nur als Alternieren der Rede in mechanischer Abfolge, sondern die gemeinsame Entfaltung eines Zwischenraums der Beziehung, in der sich die Verschiedenheit der Partner als günstig erweist; 2. nicht nur die Einbeziehung der konkreten Kommunikationssituation, sondern Nutzung ihrer Voraussetzungen und latenten Möglichkeiten; 3. nicht nur Zurkenntnis- oder gar Übernahme des fremden Inhaltes, sondern die fruchtbare Entfaltung des Eigenen durch das Fremde; 4. schließlich nicht die Auflösung der Verschiedenheit der »Sprachen«, sondern die Entwicklung zusätzlicher »Sprachen«. Das Dialogische ermöglicht das Einbeziehen von immer mehr: Es holt in die sprechenden Subjekte die sozialen Vorredner; es eröffnet die aktuelle auf vergangene, ähnliche, künftige, denkbare Situationen; es weitet den Inhalt durch Konfrontation und Entwurf von Referenzbereichen, es reduziert nicht, sondern schafft »Sprachen«.

Dies klingt übertrieben. Der Gedankengang sei daher für den 4. Bereich erweitert: Die ästhetische Funktion richtet die Einstellung des Rezipienten zeitweise auf den Text als komplexes Zeichen. Sie ermöglicht mit der Aufsplitterung der Konstituenten nicht nur zusätzliche Kodiermöglichkeiten, sondern entfacht die »sprachliche Intuition« des Rezipienten durch den Vergleich, den die Orchestrierung nahe legt. Um dies am alltäglichen Gespräch zu belegen, sei auf die Geste verwiesen, die dann einsetzt, wo die Wortsprache zu versagen beginnt, oder auf das Verfahren, ein Wort durch eine ganze, vorangegangene Geschichte aufzuwerten, oder auf die Möglichkeit, einen Bedeutungskomplex, der durch Worte direkt nicht fassbar erscheint, durch analoge Beschreibungen additiv zu erfassen (»Weißt du, das ist einer der tut (dies und das), der spricht immer (so und so), in dessen Anwesenheit passiert mir jenes«). Ganz ähnlich verschiebt die Literatur die Grenzen des jeweils Sagbaren.

Die Metasprache einer Sprache ist das »Modell der Semiosis, das in einer gegebenen Sprache fixiert ist« (Vartazarjan 1973, 35). Als Untersystem ist diese »natürliche Metasprache« korreliert mit der Hinwendung des Bewusstseins auf sich selbst oder doch zumindest auf die »äußeren Formen des Ausdrucks des Bewusstseins«. Da jedoch das metasprachlich artikulierte Selbstbewusstsein nicht in der Lage ist, den ganzen Umfang des Zeichenverhaltens abzudecken, ist eine zugrunde liegende »sprachliche Intuition der Subjekte« anzusetzen, die das gesamte Zeichenverhalten bewusst oder unbewusst steuert. Wie Vartazarjan sagt: »Diese Zeichenintuition ist die innere Form und Möglichkeit der Metasprache«. Wie schon die zunehmende Intensität des Dialogs im außerliterarischen Bereich mit sich bringt, dass die sprachliche Intuition der Partner zunehmend aktiviert wird, so ist die Nutzung des Dialogischen in der Literatur ebenfalls, nur intensiver und systematischer, darauf angelegt, die Zeichenintuition zu nutzen.¹³

Die Dynamik des Dialogischen beruht auf einer extremen Nutzung dieser intuitiven Grundlagen. Die Entfaltung des Zwischen der Dialogpartner bedeutet eine zunehmende Bereitschaft, sich auf das Geschehen einzulassen. Literarisch kann der Autor den mit der Lektüre geschlossenen »Pakt« (»acte de générosité« seitens des Lesers, nennt ihn Sartre) nicht nur quantitativ nutzen, so dass der Leser tagelang gefangen ist, wie der Autor seinerseits manchmal jahrelang investiert hat, sondern er kann qualitativ die ganze Person fordern. Die Ausnutzung der in die Vergangenheit und in ihre Potentialität ausgeweitete Kommunikationssituation bedeutet, dass das jeweils mit der Lektüre Gelernte und Erreichte als Voraussetzung unmittelbar wieder in den Prozess eingehen kann in einer Form der Selbstinduktion. Dasselbe gilt für das Einbringen der persönlichen Erfahrung des Lesers in die Konfrontation mit den Sichtweisen des Textes: Dialogisch entfaltet sich der Text dadurch, dass er latent gegebene Analogieschlüsse aus den eigenen Erlebnissen etc. zur Entfaltung bringt. Jede Beschreibung von Landschaften, Personen, Gefühlen kann darauf angelegt sein, dieses Reservoir zu nutzen. Da nun das Wechselverhältnis der Dialogpartner ebenso wie die Kommunikationssituation und die Weltsicht kulturell und somit zeichenhaft vermittelt ist, ist die Zeichenintuition hier überall mitangesprochen. Mit dem vierten Konstituentenbündel des Dialogs wird sie aber recht eigentlich thematisiert – weshalb Bachtin zu Recht bemerkt, dass insbesondere die Romanliteratur die Vielfalt der »Sprachen« nicht nur nutzt, sondern in ihrer Potentialität vorführt. Die eigenartige Verquickung von intrapersonalem und gesellschaftlichem Dialog bzw. Polylog unter Aussparung der interpersonalen Möglichkeit bringt es mit sich, dass das Dialogische in der (Roman-)Literatur gleichzeitig extrem intim und offen ist. Der Autor geht als Person und als Repräsentant der geschichtlichen Möglichkeiten ebenso in den Text ein, wie der Leser sich und seine Möglichkeiten in der Lektüre idealiter setzt. Daher geht Bachtin – wie Grübel zu Recht hervorhebt – davon aus, dass die ideale Sprechsituation intern schon gegeben ist:

»[...] außer diesem Adressaten (dem ›Zweiten‹ (s. o. dem Leser, R.K.)) setzt der Autor der Äußerung mehr oder weniger bewusst einen höheren ›Überadressat‹ (den ›Dritten‹) voraus, dessen absolut richtiges Verständnis entweder in metaphysischer Ferne oder

¹³ Die Theorie von S. Vartazarjan (Ot znaka k obrazu, Erivan 1973) ist ausführlicher dargestellt in Klopfer 1980.

aber in ferner historischer Zeit angenommen wird (ein Schlupfloch-Adressat). In verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Weltverständnissen nehmen der Überadressat und sein antwortendes Verstehen einen unterschiedlichen konkreten ideologischen Ausdruck an (Gott, die absolute Wahrheit, das Urteil des unparteiischen menschlichen Gewissens, das Volk, das Urteil der Geschichte, die Wahrheit usw.).« (Grübel 1979, 47)

Da so »die Entwicklung des Romans in der Vertiefung des Dialogs, in seiner Entfaltung und seiner Verfeinerung besteht« (Bachtin 1978, 120), ist weder mit dem Ende des Romans noch gar mit einer erschöpfenden Aufdeckung der dialogischen Strukturen in ihm zu rechnen.

Literatur

Abraham, W. (Hg.): Terminologie zur neueren Linguistik, in: Germanistische Arbeitshefte, Ergänzungsreihe 1, Tübingen 1974.

Althaus, H. P. et al.: Lexikon der germanistischen Linguistik, Tübingen 1980.

Bachtin, M.: Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft, Berlin 1975.

Bachtin, M.: Ästhetik des Wortes, in: Grübel, R. (Hg.), Zur Ästhetik des Wortes bei Michail M. Bachtin, Frankfurt 1979. (Text verweist auf dritte Studie, die in der franz. Ausgabe zugänglich ist: Paris (Gallimard) 1978 S. 23-398).

Brinkmann, H.: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung, Düsseldorf 1971, 846-880.

Bühler, K.: Sprachtheorie, 1934, Stuttgart 1965.

Eisner, J. M.: A Grammar of Oral Narrative, Ann Arbor (unpubl. Dissertation der Univ. of Michigan) 1975.

Even-Zohar, I.: Papers in Historical Poetics, in: Even-Zohar, Itamar: Aufsätze zum „Polysystem“, Tel Aviv 1979.

Frère, A.: Comédies à une voix, Paris 1970.

Gadamer, H. G.: Wahrheit und Methode, Tübingen 1960.

Jakobson, R. / Holenstein, E. (Hg.)/ Schelbert, Tarcisius (Hg.): Poetik. Gesammelte Aufsätze 1921-1971 Frankfurt 1979.

Jauß, H. R.: Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, Bd. 1, München 1977.

Jefferson, G.: Sequential Aspects of Storytelling in Conversation, in: Schenkein, J. (Hg.), Studies in the Organisation of Conversational Interaction, New York 1978.

Kloepfer, R.: Poetik und Linguistik. Semiotische Instrumente, München 1975.

Kloepfer, R.: Zum Problem des ›narrativen Kode‹, in: Lili 27/28, 1977, 69-90.

Kloepfer, R.: Fluchtpunkt ›Rezeption‹. Gemeinsamkeiten szientistischer und hermeneutischer Konzeptionen in Bielefeld und Konstanz, in: Kloepfer et al. (Hg.), Bildung und Ausbildung in der Romania, Bd. 1, Literaturgeschichte und Texttheorie, München 1979, 621-657.

Kloepfer, R.: Dynamic Structures in the Narrative. The ›Dialogic Principle‹, in: Poetics Today 2, 1980.

Kloepfer, R.: Grundlagen des dialogischen Prinzips in der Literatur, in: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte, 1981.

Kloepfer, R.: Der Roman als entfesselt Gespräch, in: Kloepfer/ Dillner (Hg.), Erzählung und Erzählforschung im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1981.

Labov, W. / Waletzky, J.: The Transformation of Experience in Narrative Syntax, in: Labov, W., Language in the Inner City, Philadelphia 1972.

Lewandowski, T.: Linguistisches Wörterbuch I, Heidelberg 1973.

Lotman, J.: Die Struktur literarischer Texte, München 1972, 402 ff.

Mukařovský, Jan: Zwei Studien über den Dialog, 1940, in: Kapitel aus der Poetik, Frankfurt 1967.

Nies, F.: Genres Mineurs. Französische Texte zur Theorie und Geschichte nichtkanonischer Literatur, München 1978.

Polanyi, L.: The American Story: Cultural Constraints on the Meaning and Structure of Stories in Conversation, New York 1980.

Sacks, H.: The Analysis of the Course of a Joke's Telling in Conversation, in: Baumann, Richard / Sherzer, Joel (Hg.), Explorations in the Ethnography of Speaking, London 1974.

Schleiermacher, F.: Einleitung in die Dialektik, Darmstadt 1976, 7-10.

Schmölders, C. (Hg.): Die Kunst des Gesprächs, München 1979.

Spitz, R.: Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, in: Nein und Ja, Stuttgart 1972.

Spitz, R.: Vom Dialog (1957), Stuttgart 1976. („Vom Dialog“ ist in einem Stuttgarter Sammelband 1976 erschienen)

Spitzer, L.: Italienische Umgangssprache, Bonn/Leipzig 1922.

Vartazarjan, S.: Ot znaka k obrazu, Erivan 1973.

Vygotskij, L. S.: Denken und Sprechen, Frankfurt 1964.

